Simon Godart Ad plures ire Über literarische Antizipation nach Walter Benjamin



Passagen Verlag

",Ad plures ire' hieß bei den Lateinern sterben", erinnert uns Walter Benjamin und verhilft dem Euphemismus zu einem unvorhergesehenen Nachleben. Zu den Vielen gehen beschönigt nicht mehr den Tod, sondern wird zum Sinnbild ästhetischer und philologischer Erfahrung. Diese Vielen bilden ein Kollektiv der Verstorbenen, die sich durch die Schrift noch weiter an uns wenden, zu uns sprechen und uns erwarten. Die hier versammelten Essays versuchen, diesem Kollektiv anhand von Ovid, Montaigne, Lacan und schließlich Benjamin nachzugehen und seine Hartnäckigkeit zu beschreiben. Die Rezeption korrespondiert mit der literarischen Antizipation, der - unmöglichen und doch notwendigen - Vorwegnahme der vielen kommenden Lektüren, die jeder Text mit sich bringt.

Simon Godart hat Philosophie und Literaturwissenschaften studiert und lebt und forscht in Berlin.

AD PLURES IRE PASSAGEN PHILOSOPHIE

Simon Godart Ad plures ire

Über literarische Antizipation nach Walter Benjamin

Deutsche Erstausgabe

Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) im Rahmen der Exzellenzstrategie des Bundes und der Länder innerhalb des Exzellenzelusters Temporal Communities: Doing Literature in a Global Perspective – EXC 2020 – Projekt-ID 390608380.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de/ abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-7092-0523-5
© 2022 by Passagen Verlag Ges. m. b. H., Wien

Grafisches Konzept: Ecke Bonk

Satz: Passagen Verlag Ges. m. b. H., Wien

http://www.passagen.at

Druck: Ferdinand Berger & Söhne GmbH, 3580 Horn

Inhalt

I. Vatum Praesagia: Antizipations- und Rezeptionsgemeinschaften	11
II. Montaigne <i>Memento Mori:</i> Prognostications als Einübung in den Tod	35
III. Lacan: Tres faciunt collegium	61
IV. Benjamin: Ad plures ire. Eingedenken und Antizipation	81
V. Von der Unvollständigkeit unserer Lektüren	111
Anmerkungen	121
Sphragis	133

I. Vatum Praesagia Antizipations- und Rezeptionsgemeinschaften

Ovids *Metamorphosen* enden, man wird sich erinnern, in der Zukunft. Der Dichter hat seinem Text, der wie kein anderer der europäischen Tradition über das Unbeständige in monumentaler Form nachgedacht hat, einen Epilog beigefügt, der von der Rückschau auf die Mythensammlung ins Futur wechselt.

Iamque opus exegi, quod nec lovis ira nec ignis nec poterit ferrum nec edax abolere vetustas. cum volet, illa dies, quae nil nisi corporis huius ius habet, incerti spatium mihi finiat aevi; parte tamen meliore mei super alta perennis astra ferar, nomenque erit indelebile nostrum, quaque patet domitis Romana potentia terris, ore legar populi, perque omnia saecula fama, siquid habent veri vatum praesagia, vivam.

Schon hab ein Werk ich vollbracht, das nicht Juppiters Zorn, nicht das Feuer, auch nicht das Schwert, nicht das nagende Alter vernichten wird können. Will er, dann mag der Tag, der Gewalt allein über meinen Leib hat, die ungewisse Frist meines Lebens beenden. Doch mit dem besseren Teil fortdauernd schwing ich dann hoch mich über die Sterne, und unzerstörbar wird bleiben mein Name. Und so weit sich erstreckt Roms Macht über Land, das bezähmt ist, wird mich lesen das Volk, und durch alle Jahrhunderte werde – ist etwas wahr an der Ahnung der Dichter – im Ruhme ich leben. 1

Mit diesem Nachklang, dieser Signatur oder diesem Siegel beschließt er sein Werk (opus). Es liegt, wie das Perfekt anzeigt, schon hinter ihm, während er diese letzten Zeilen beifügt – es ist abgeschlossen, und zudem hartnäckig und beständig geraten, dass es selbst den Göttern nicht ansteht, noch an es zu rühren. Von hier an kann Ovid dem eigenen Tod gelassen entgegenschauen: er wird im Schatten des Werkes zur Nebensächlichkeit, und der Tag, an dem er ihn trifft, mag von nun an kommen, wann er möchte. Der ungewissen Dauer seines Lebens (spatium incerti aevi) kann er nun, da es sein Werk gibt, seinen ewigen Nachruhm entgegenhalten – seinen "besseren Teil" hat Ovid hier hinterlassen, um sich unsterblich zu machen. Sein Text

nimmt dieses Nachleben schon in sich auf, nimmt es vorweg, wenn er hier, aus der Rückschau auf die eigene Leistung, ins Futur wechselt; dieser Text wird für seinen Urheber einstehen und seinen Namen am Leben erhalten, nicht nur im Jetzt dieser Schreibszene, sondern in einer offenen, gleich weltumspannenden Zukunft der aufeinander folgenden Jahrhunderte, die seinen Nachruhm nur noch mehren werden – der Dichter verwandelt sich in seinen Text, wenn er im letzten *Vivam* sein kommendes Gelesen-Werden vorhersagt. Überall dort, wo das Volk (*populus*) ihn lesen wird, wird Ovid weiterleben.

Das Ende der *Metamorphosen* ist ein mehrzeitlicher Schwellentext, der beides überleben muss – sowohl seinen Autor, als auch den kurzen, hier fixierten Augenblick seiner eigenen Vervollständigung. Ovids Selbstbewusstsein erlaubt es ihm, seine kommende Lektüre in den sich stetig ausdehnenden Grenzen des römischen Reiches fortsetzen zu sehen. Über die Jahrhunderte hinweg wird das Volk wieder und weiter sein Leben verlängern. Ovid verknüpft das Schicksal der *Metamorphosen* mit demjenigen des römischen Reiches, das für ihn zur paneuropäischen und Jahrhunderte überspannenden Rezeptionsgemeinschaft wird. Die Entwicklungen seiner Zeit, denen er gerade mit dem topischen Kaiserlob Ausdruck gegeben hat, werden von hier an fortlaufen und auch dem Dichter eine Expansion ermöglichen, überall dort, wo die Völker Latein verstehen und ihn lesen lernen. Die *Metamorphosen* werden gewissermaßen Weltliteratur.

Übersieht man die ironischen Züge dieser Wendung, überdeckt Ovids Mischung aus Selbst- und Sendungsbewusstsein fast, dass trotz der heroischen Todesverachtung und seiner Eitelkeit die Prognose nur unter Vorbehalt möglich ist. Das Werk liegt nun abgeschlossen vor, um in seinen letzten vielversprechenden Worten zu verfügen, dass der anhaltende Nachruhm unausweichlich sein wird, wäre da nicht der letzte Einschub, der das futurische vivam nicht nur syntaktisch hinauszögert: siquid habent veri vatum praesagia, "ist etwas wahr an der Ahnung der Dichter". Die praesagia vatum, die Vorahnungen der Dichter, sind als letzte Bedingung dem Erfolg seiner Überlebensstrategie vorangestellt. Vates, die hier im Plural stehen,² sind Dichter und gleichermaßen Seher, Propheten, deren Ahnungen wie diejenigen Ovids Zukunftswissen umgreifen - prekäres Vorwissen eines dichtenden Kollektivs, das, so der relativierende Einschub des Epilogs, dennoch hoffen lässt. Ovid geht ein in die Gemeinschaft der Dichter vor ihm, die Vorahnungen hatten. Wenn das, was sie sich erträumen, errätseln oder eben vorhersagen, selbst Bestand hat, dann kann dies auch für diesen einen Dichter Ovid hier, am Rande seines Liedes, veranschlagt werden; eine Bedingung, deren Erfüllung zum Zeitpunkt ebenso ungewiss ist wie die kontingente Zukunft des Rezeptionsschicksals der Metamorphosen. Es ist ein Dichter, der hier spricht und dessen Ahnungen hoffentlich etwas Wahres an sich haben – aber auch der Dichtertraum des Epilogs ist noch nur Ahnung. Als Teil der Dichtung, wenn auch als ihr letzter, ist Ovids Abschluss als Kommentar an den Textrand geschrieben, und so mit der ironischen, nicht letztgültig sicheren Selbstbetrachtung ein Anhang an das Werk; der Text geht über in seine Eigenlektüre, als Paradigma aller kommenden Rezeption. Dabei darf der bloße Umstand eines Register- und Tempuswechsels ebenso wenig täuschen wie der naturgemäß erst späterhin historisch gesicherte Umstand, dass Ovid gegen alle Widrigkeiten recht behalten sollte: Wir lesen ihn tatsächlich in der Ferne einer ihm unbekannten Zukunft, auch ohne den Fortbestand des römischen Reiches.³ Diese Bewahrheitung seines zukünftigen Eigenlobs und ungebrochenen Ruhmes ist zum Zeitpunkt der Niederschrift aber gerade darum interessant, weil sie noch nicht erfolgt ist. Ovid antizipiert lediglich, was sein Text sein können wird, er träumt von seinen Lektüren, von seinem Nachleben und davon, dass es mit ihm weitergehen wird, und weiß selbst darum, dass er dies nur bedingt, nur hoffend und erwartend, sagen kann. Für Ovid gilt, anders als für uns, dass er sich noch täuschen kann.

Der Ausgriff auf die somit dennoch ungewisse Zukunft und die Unverfügbarkeit der kommenden Lektüren lässt diesen Schwellentext zum Kreuzungspunkt divergierender temporaler Fluchtlinien werden; dem Vorblick auf die kommenden Jahrhunderte steht mit der Werkschau nicht nur die Einsicht in die eigene Lebensleistung gegenüber, sondern auch die Rekapitulation der Eigenlektüre, die, sofern sie das Opus erst jetzt in Gänze lesen kann, erst hier beginnt. Seine "Arbeit am Mythos⁴ ist vollendet – jede erdenkliche Verwandlung der antiken Götterwelt und Heldenfiguren ist auserzählt und eingegangen in die versammelten fünfzehn Bücher. Aus undenklicher Vorvergangenheit, in der sich die Dinge erst finden, ja erst entstehen und benannt werden müssen, reicht sein Lied nun bis zu diesem Einbruch einer kommenden Rezeption im Futur, die in seiner Gegenwart beginnt. Ovid hat alles gesammelt, was die Vorzeit ihm an Verwandlungen gegeben hat, verwandelt es also gleichermaßen seinerseits in ein neues, intertextuell gesättigtes und monumentales Werk, dessen Abschluss mit dem Tag der Verfertigung noch diesen selbst dem Historischen zuschlägt und so mit dem Buch auch das Kapitel der Geschichte abschließt. Hatte es doch im Proömium geheißen: primaque ab origine mundi / ad mea perpetuum deducite tempora carmen, "und vom ersten Ursprung des Kosmos führt bis in meine Zeit meine Dichtung ununterbrochen"! Erzählzeit und erzählte Zeit fallen am Ende zusammen. Ovid hat sich mit dem, was er über die Veränderungen geschrieben hat, selbst unabänderlich, unsterblich gemacht, und schaut nun, in den letzten Zeilen, als sein eigener erster Leser zurück auf das Werk, dem er nun, mit einem Wechsel ins Futur, noch eine letzte Wendung hinzufügen muss.

Aber etwas fehlt. Auch wenn man außer Acht lassen könnte, dass Ovid hier in der Relativierung der "Vorahnungen der Dichter" auch sich selbst im Moment seiner Autoprojektion in imperiale Geltungsräume mitgemeint haben wird, legt sein Epilog offen, was mit den Mitteln der Schrift nicht vervollständigt werden kann – das kommende Gelesen-Werden durch das Volk muss von diesem selbst geleistet werden, Dichter und Text können ihm hier nur zuvorkommend den Weg weisen. Die qualitative Einschätzung der *Metamorphosen* als nun unzerstörbarem Residuum

ihres Urhebers kann auch Ovid nicht darüber hinwegtäuschen, dass sein Eintritt in die Rezeptionsgeschichte hier erst begonnen wurde. Die Geste dieser Überantwortung an die Nachwelt präfiguriert, präzisiert und antizipiert ihren Umgang mit dem Text – auch die Jahrhunderte, die kommen, werden am Ende seines letzten Buches wiederlesen, wie Ovid es ihnen zugeschrieben hat. Seine explizite Affinität zur Rezeptionsgeschichte, seine Angleichung des Textes zum Eigenkommentar und seine Öffnung hin zur Lektüre des Textes durch 'das Volk' als expliziten Leser' macht aus dieser Antizipation aber noch kein Text-Außen, 7 das sich dem Werk lapidar als Signatur oder Rahmung beigefügt hat,8 keine äußerste Grenze, die schon de facto halb der Rezeption zugeschlagen werden müsste. Sie ist noch ein Teil des Innen dieses Textes, aus dem heraus sie erst wirksam werden will. Die Metamorphosen sind hierin nicht nur kommentiert, sondern werden fortgesetzt - wie sich der Dichter selbst liest und die rechten Worte zum Schluss finden will, so will er eben auch, dass sich seine Lektüre durch andere, fernste, fortsetzen wird. Er lässt sich hoch- und weiterleben, Textende und Autorende werden zusammengeführt. Der Tod des Autors, in seiner ständigen Drohung vorweggenommen und schriftlich vorfixiert, wird an den testamentarischen Rand geschrieben und figuriert damit das Ende der Lektüre, vorausgesetzt, dass Ovids ferne Leser*innen sich die Mühe gemacht haben werden, chronologisch und linear durch alle fünfzehn Bücher durchzugehen, um abschließend endlich auch hier anzulangen. Dass es eben nicht vorbei sein soll, hat sich so im Kleinen der virtuellen und erwarteten Einzellektüre gerade bestätigt: und Ovid verfügt erst jetzt und eben hier, wo seine kommende Leser*innenschaft am selben textuellen Rand steht wie er bei der Niederschrift, dass sie ihn wird fortleben lassen. Gerade wenn man hierin eine Art Künstlersignatur erkennen will, mit der Ovid sein Werk beschließt und derart sein eigenes Leben mit dem des Textes verknüpft, wird die Unterscheidung von Produkt und Produzent, von Intention und Medium. von Texteffekt und Text, brüchig. Denn auch das Moment der Projektion in diesen Zeilen hat strenggenommen den Status des abgeschlossenen und an die Zukünftigen gesandten Werkes, und jede der kommenden Lektüren wird auch diese Erwartungshaltung mitaktualisieren müssen, muss also die Beziehung, die das Werk selbst zwischen sich und seinem Publikum entwirft, aus dem Augenblick seines Abschlusses bis hin zum Ende der eigenen Rezeption spannen. Die für Ovid noch kommende Lektüre bleibt ihr zukünftig, sie wird so zurückverwiesen zu einem unmöglichen Zeitpunkt, der in der Schrift markiert ist und an dem das Eintreten der kommenden Lektüre so wenig garantiert gewesen sein kann wie an jedem anderen Ort der Metamorphosen zuvor. Als letzte Verwandlung des Buches⁹ öffnet er es, wo er es schließt – denn der Übergang zwischen dem Autor, der gerade sein Werk beschließt, und seinem Werk, das ihn als Dichter unsterblich machen soll, transformiert dessen Ende ja gerade erst zu seinem Beginn, mit den letzten Zeilen, die dem Werk einen letzten Vers und einen ersten Kommentar beifügen, öffnet sich eine Zukunft der Rezeption, die eben darum über alles entscheidet, weil Ovid sich ihr anvertraut.

*

Ovid hat recht behalten, er lebt, wenngleich in anderer Form, in seinem Werk weiter. Was aber bedeutet das für seine Verfügung? Seine Prophezeiung hat nicht deshalb, weil sie eingetreten ist, ihren Wert als Prophezeiung verloren. Wenn wir sie heute lesend aktualisieren, bleibt sie, insofern sie dem Text nicht äußerlich ist, ein antizipatives Moment, das nicht darin aufgeht, auf die spezifisch unsrige Rezeption gewartet zu haben. Die Wirkung dieser Wendung ins Futur und die Einforderung des eigenen Nachruhms kann von der Geschichte nie eingeholt werden. Auch sie hat ein Fortleben, setzt sich ebenso fort wie die ihr vorangegangenen Wunder- und Verwandlungsnarrative. Die schriftlich fixierte Antizipation hat sich selbst vom Zugriff der Zeit freigesetzt, um sich als Ende dieses Textes über die Zeit hin zu wiederholen und die vergangene Zukunft' Ovids in jeder seiner denkbaren Lektüren aufs Neue nicht nur gegenwärtig, sondern auch zukünftig werden zu lassen. Das Beispiel ist in seiner Unmittelbarkeit gerade darum so illustrativ, weil es veranschaulichen kann, dass literarische Antizipation und faktische Rezeption nicht in Kongruenz gebracht werden können; der Ovid des Epilogs hat niemals aufgehört, sich eine Zukunft vorherzusagen, die ihn weiterlesen wird, eben weil auch diese Vorhersage sich seinem Text eingeschrieben hat. Gerade weil er sie vorweggenommen hat, steht seine Lektüre immer noch aus.

Kaum verborgen liegt hierin der Wunsch einer Geschichte von Werk und Autor, und von der Transformation des zweiteren in ersteres, der Wunsch nach einem Nachleben. Die Ergänzung des Werkes durch die kommende Lektüre ist die zeit-räumliche Expansion dieser Rezeptionsgemeinschaft, die mehr tut als bloß zu verstehen, was Ovid denn hat sagen wollen. Und es ist das "Volk", das unbestimmte und expansive Kollektiv, von dem Ovid sich gelesen wissen will – er will mehr als eine*n Leser*in haben, vielmehr eine kontinuierliche, aber diverse Kette vieler und einander unbekannter Leser*innen, deren Gemeinsamkeit in ihrem Zugang zum lateinischen Text bestehen soll und darin, Teil eines expandierenden, kommenden römischen Reiches und Teil einer analog anwachsenden Rezeptionsgemeinschaft zu sein.

Diese Rezeptionsgemeinschaft ist per definitionem noch nicht appellationsfähig; das Geltungsbedürfnis Ovids überschreitet im Futur die Grenzen jeder denkbaren Konstellation von Text und Leser*in zugunsten einer unbestimmten und pluralen Nachwelt, die immer wieder zu diesem seinen Text zurückkehren werden. Was er mit seiner expliziten Antizipation von ihnen fordert, ist die Erinnerung an seine Person und die Unsterblichkeit seines Namens. Der literarische Nachruhm überflügelt gar noch die politische Expansion Roms – wenngleich diese im Zuge der Verbreitung der lateinischen Sprache auch die kommende Rezeptionsgemeinschaft

der Metamorphosen erst anwachsen lässt, schwingt sich ihr Dichter doch über die Generationen seinen Leser*innen und alle irdischen Reiche hinweg selbst zu den Sternen auf. Das Reich seiner Wirkung hat nicht nur für den Moment, sondern über die Zeitalter hinweg Geltung und Ausdehnung: als Autor dieses Werkes ist Ovid unsterblich, weil er unersetzlich geworden sein wird als der Stifter einer Kontinuität populärer Lektüren, die sich jedes Mal aufs Neue an ihn erinnern werden und so mit jeder neuen Phase der Rezeption notgedrungen eine andere, jeweils größere historische Distanz retrospektiv überbrücken müssen. Der berühmte "Tod des Autors" des 20. Jahrhunderts kann ihn so, wie er selbst es sagt, wenig schrecken, insofern es ja gerade sein niedergeschriebener Tod ist, der sich in das Gedächtnis des Kollektivs einprägen soll – er ist die Bedingung seines Nachlebens, das im Medium der Schrift eine generationenübergreifende Erinnerung stiftet, die mit ihm in diesen Versen beginnt. 11 Der Wunsch Ovids ist durchaus quantitativ. Erst in der Ferne – zeitlich wie räumlich – kann er den Wert seines Werkes für den eigenen Nachruhm erkennen, erst unter der Annahme, fernster Zeitalter' und entlegenster Gegenden, bis zu denen hin sich das, was er hier für die Ewigkeit festgehalten hat, in tatsächliche Lektüren umsetzt

Ovid wird ein Modell vor Augen gehabt haben, anhand dessen er sich derart expansiv in die Zukunft träumt – die klassischen Werke der ihm vorangegangenen Antike und ihre bereits umgesetzte historische Bedeutung, die für Ovids Zeitgenossenschaft eben das leistet, was er uns als seinen Leser*innen aufträgt – wenn wir denn gemeint sind. Die Transposition in der Selbststilisierung als Klassiker der Weltliteratur kann nur in einem Rahmen gelingen, in dem es bereits einen solchen Kanon gibt. Gerade für die *Metamorphosen* kann dies zweifellos festgehalten werden – die gesamte Komposition besteht ja aus einer Nach- und Neudichtung des mythischen, aber auch des literarischen Haushalts einer multiplen Antike, an deren aktuellem Ende sich Ovid erst als neuer lateinischer Klassiker inszenieren kann. Die Quellen, aus denen er geschöpft hat, haben ihrerseits ein Nachleben gehabt und sind das zitative Reservoir seines Rearrangements und seiner Umgestaltungen, die in ihrer Anlage schon darauf vertrauen müssen, mit den Mythen und Mythologien, die sie enthalten, auf Bekanntem und Etabliertem aufzubauen, die bestehenden kollektiven Erinnerungen fortzuführen und so selbst in weiten Teilen eine Lektüre vorzustellen. Der Eigenkommentar selbst, der diese Sammlung abschließt, folgt als Sphragis der Konvention einer Abschlussformel; 12 indem Ovid sie appliziert, will er sich selbst in die Reihe der kanonischen Autoren eingliedern und muss dazu dieselbe historische Distanz, die den Text selbst durchzieht, in Spiegelung auf die eigene Zukunft projizieren.

Diese Überkreuzung der zeitlichen Verhältnisse, die vorweggreifend das Rezeptionsschicksal der *Metamorphosen* besiegeln will, ist selbst Gegenstand dieser Rezeption. Dass er Recht behalten hat, und dass er über Jahrhunderte noch zu uns spricht, ist davon unberührt. Sein zum Zeitpunkt der Niederschrift noch kontin-

gentes Futur mag sich in ein recht sicheres Präteritum verwandelt haben, das Werk wurde gelesen und seine Wirkung ist nicht ausgeblieben. Aber dass Ovid recht behalten hat, liegt nur daran, dass er es zum Zeitpunkt seiner Niederschrift nicht hat wissen, nicht bestimmen können. Die futurische Qualität seines eigenen praesagium vatis erschöpft sich nicht darin, eine zutreffende Prognose gewagt zu haben; in keiner der kommenden Rezeptionsleistungen ist das, was er sich selbst prophezeit. je völlig eingelöst, das Volk, das ihn lesen wird, ist nie vollzählig gewesen. Vielmehr ist davon auszugehen, dass sich die Antizipationsleistung des Epilogs in allen ihr folgenden Lektüren perpetuiert. Denn der Umstand, dass es dereinst faktische Lektüren der Metamorphosen gegeben haben wird, ist für die jeweilige Lektüre der Textstelle nicht nur sekundär, sondern vielmehr von ihr strikt unerreichbar – die Literaturgeschichte, und mag sie noch so provokant sein, kann nicht an die zeitliche Struktur des literarischen Textes heranrühren. Das soll keineswegs bedeuten, dass der Text außerhalb seiner historischen Verortung und seines rezeptiven Nachlebens stehen könne – gerade das ist es ja, was die Einzeichnung von Werkabschluss und Rezeptionsbeginn, Rezeptionsbedürfnis, im Schwellentext engführen will. Die Bedürftigkeit nach einem Nachleben, der Wille zur kommenden Rezeption, kann vom Text selbst zum Zeitpunkt seiner Niederschrift nicht bestimmt werden, der Tod, der sich hier eingeschrieben hat, bleibt im Modus seiner Naherwartung eingefasst und erwartet geduldig, dass die kommenden Leser*innen ihn am Ende der Lektüre der Metamorphosen aufs Neue aufleben lassen. Die vergangene Zukunft des Epilogs. so vakant sie auch ist, ist selbst unzerstörbar geworden, und keine Lektüre, und sei sie noch so scharfsinnig, kann diese Leerstelle' auffüllen. 13

An dieser Textschwelle kommt es zum Umschlag von Antizipation in Rezeption. Letztere muss sich dieser zeitlichen Struktur annehmen, wenn sie mehr leisten möchte als bloß zu beglaubigen, dass die Intention des Dichters erfüllt worden ist. Ovids Epilog ist darum so anschaulich, weil hier explizit wird, was in literarischer Kommunikation unentwegt stattfindet; zwischen Text und Lektüre klafft ein Spalt, der von keiner Einfühlung, Verschmelzung, Aktualisierung oder Einbildungskraft gekittet werden könnte, schlicht und ergreifend aus dem Umstand heraus, dass die Dichter*innen immer ihre praesagia hinterlassen. Anders ausgedrückt: die Geschichte einer Lektüre beginnt nicht erst, wenn das Werk seiner Nachwelt überlassen wird, sondern schon dort, wo sich die literarische Kommunikation eröffnet. Dass Ovids Metamorphosen so schließen, mag banal oder trivial sein – ist es aber erst in der Geschichte geworden. Denn dass es eine faktische Lektüre geben wird, kann die Schrift je nur voraussetzen, und sich so ihrem Rezeptionsschicksal überantworten. Jedem Text, auch demjenigen, der sich einer kleineren, marginalen oder anonymen Rezeptionsgemeinschaft erfreuen konnte, bleibt seine Vorahnung derselben eingeschrieben, sie mag sich erfüllt haben oder nicht. Dieses Moment literarischer Kommunikation ist ans Kommende, an die kommende Geschichte adressiert, ohne darum selbst ganz historisch zu sein; in den praesagia vatum überschneiden sich Zeit und Geschichte in der spezifischen Form literarischer Antizipation von Rezeption. Wie bei Ovid sagt jeder Text, ein wenig, an seinem Ende – sei dieses nun selbstbestimmt oder die bloße Abbruchkante eines späterhin fixierten Textfragments – voraus, dass er bis hierher wiedergelesen sein wird, dass er beständig die Kommunikation ermöglichen wird, die unwiederbringlich vergangen ist und sich dem ungeachtet ständig wiederholt, die uns, die Lesenden, erwartet haben wird, um sich im letzten Moment doch über uns hinaus weiterzugeben. Ob implizit oder explizit, ist der Beginn der eigenen Lektüre jedem Text eingeschrieben in der ungehörigen und notorisch asynchronen grammatischen Form eines Futur Perfekts, dieser zusammengesetzten Zeit aus Vergangenheit und Zukunft, die sich nie ganz einholen lässt.

Diese Form textueller Vorhersage als Antizipationsleistung der Schrift verkompliziert die Anforderungen an eine Theorie der Rezeption merklich. Denn in der Vorwegnahme erfolgt ein temporaler Ausgriff, der sich weder im Vergangenen, noch in der lesenden Gegenwart völlig einholen lassen kann. Dass Werke sich erst in ihrer Wirkung konstituieren, wie Kosik es rekonstruiert hat,14 und dass die historische Fernwirkung das Werk keineswegs unberührt lässt, wie man in Anschluss an Blumenberg formulieren könnte, 15 stellt die Lektüre vor die Aufgabe, neben den historischen Produktionsbedingungen, die es unbedingt zu beachten gilt, auch die kommunikativen, adressierten und nunmehr zwischenzeitlichen Momente zu umgreifen. Denn die textuelle Antizipation ist kein "Appell" – kein Autor und keine Autorin, und seien sie noch so kanonisch, hat das Recht oder die Möglichkeit, kommende Lektüren zu befehligen, kein Publikum, das die Anforderungen literarischer Fernkommunikation erfüllen soll, ist je in vollem Sinne als Adressat*in anwesend. 16 Ein solches Modell, das ganz von der Fiktionalität literarischer Texte abhängt, ließe den Hiatus, den die Antizipation erzeugt, nur als Leerstelle gelten, die dann von der späterhin hinzutretenden Lektüre planmäßig aufgefüllt werden müsse. Wäre dem so, ließe sich die notorische "Schickungsirre"¹⁷ als bloße Verzögerung eines Dialoggeschehens begreifen, dem das hermeneutische Schema von Frage und Antwort eine feste Struktur vorgibt – und so auf die Form eines Zwiegesprächs reduziert. Das Kalkül der Antizipation greift aber weit über jeden einzelnen 'impliziten Leser' hinaus; die Vorwegnahme bestimmt nicht, wer sie erfüllen soll, sondern richtet sich an das unbestimmte Kollektiv der Rezeptionsgemeinschaft.

Im selben Zug aber lässt sich auch in der transtemporalen Perspektive der Literaturgeschichte nur bedingt nach dem fragen, was in der eingangs zitierten Stelle bei Ovid an vergangener Zukunft erscheint. Überwiegt in der Fixierung auf den ideal-implizierten Leser die Überbetonung auf die Textintention, die es zu erfüllen gelte, liegt bei Denkern wie beispielsweise Hans Robert Jauß der Schwerpunkt darauf, die Wirksamkeit der Werke allein in ihrem Nachklang zu begreifen. Der Blick auf die geschichtsbildende Kraft literarischer Texte wird gegen die mimetische Abbildung der Weltverhältnisse im Werk ausgespielt und

so mit der longue durée der Rezeption enggeführt. 18 Der ideale Leser wird hier in eine Ahnenreihe gestellt, die auf verschlungenen, dennoch fortlaufenden Pfaden vom Werk zu ihm hin verläuft und in jeder ihrer Instanzen schichtenweise ie neue Lektüren und Wirkungen dem Werk beigefügt hat. Literatur- als Rezeptionsgeschichte gelingt es, die vermeintliche Autonomie des Urtextes durch seine historische Wandelbarkeit zu untergraben und so – damit ganz im Sinne Blumenbergs – Einspruch gegen jede essentialistische Werkauffassung zu erheben. Dass die Werke noch wirken, greift in sie retroaktiv ein; ein Text wie die Metamorphosen wäre hierfür ein naheliegendes Beispiel, ist doch seine Rezeption in der Antike von derienigen des Mittelalters und der Renaissance und der Neuzeit von Abwandlungen, Umdeutungen und Revisionen durchzogen, die in jeder der Schichten aufs Neue nicht nur den Text je neu begreifen und kritisch kanonisieren, sondern zudem von ihm ausgehend in die jeweilige Epoche eingreifen. Ovids Nachleben in der Lektüre der ihm folgenden Völker bleibt nicht bei seinem Wunsch nach Nachruhm stehen, sondern bietet immer wieder Anlässe, im Lesen das Bild der mythischen Vergangenheit, der Wandlungen, der römischen und der griechischen Antike und schließlich der eigenen Zeit der Lektüre neu zu bewerten. Ovids Text findet Gehör, wenn er als Modell, Referenz, Provokation oder Relikt verstanden wird, und wenn die Lektüre auf ihn antwortet; für Jauß ist gerade dies Ausdruck lebendiger literarischer Kommunikation. 19

Es ist unbestritten, dass die Geschichte dem Werk nicht äußerlich bleibt und dass die Rolle des Publikums aus der bloßen Passivität gelöst werden muss. Jede Lektüre, die bei reiner Werkimmanenz stehen bliebe, wäre naiv. Aber der an Ovid beobachtete Hiatus zwischen Schrift und jeder Rezeption widersteht bis zu einem gewissen Punkt auch der eindringlichsten Forderung, das Werk in seiner geschichtlichen Genese auf Geltung hin zu lesen. Denn dort, wo sich die kommunikative Wendung an die offene Gemeinschaft der Rezeption erkennen ließ, steht für Jauß die Erwartung, die jeder Erfahrung zuvorkommen muss:²⁰

Die Analyse der literarischen Erfahrung des Lesers entgeht dann dem drohenden Psychologismus, wenn sie die Aufnahme und Wirkung eines Werkes in dem objektivierbaren Bezugssystem der Erwartungen beschreibt, das sich für jedes Werk im historischen Augenblick seines Erscheinens aus dem Vorverständnis der Gattung, aus der Form und Thematik zuvor bekannter Werke und aus dem Gegensatz von poetischer und praktischer Sprache ergibt.²¹

Das Versprechen der rezeptionsästhetischen Literaturgeschichte bestünde dann darin, dass die konstitutiven Erwartungen sich objektivieren ließen; all das, was die *praesagia vatum* beinhalten und was intertextuell an Erwartbarem für Ovid veranschlagt werden könnte, wäre nicht nur bestimmbar, sondern text- und geschichtsdeterminierend am Werk gewesen. Der intertextuelle und kulturelle Rahmen, in dem die Urszene eines jeden Textes statthat, lässt sich als "Horizont" rekonstruieren und bildet dann die passende Matrix für die Rezeption.²² Erwartungen prästrukturieren

Erfahrungen, bewahrheiten sich aber wechselseitig erst in ihnen; die Kontinuität der Literaturgeschichte, die so gewonnen wird, entsteht aus der Passgenauigkeit des Dialoggeschehens zwischen den Zeiten, die innerhalb eines dritten, den sich wandelnden Horizonten, vereint werden können.

Ob das Modell für die Literaturgeschichte sowie für die Rezeptionstheorie veranschlagt werden kann, muss hier nicht entschieden werden. Für das, was in den hier versammelten Entwürfen vorbereitet werden soll, ist bloß festzuhalten, dass der Status der Erwartung, wie Jauß ihn annimmt, für die literarische Kommunikation nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden kann. Als Sammelbegriff historischer Horizonte, die Erfahrungen erst ermöglichen, lässt sich mit ihm das Unsichere, Unabwägbare und Unerfüllte, das sich an den praesagia ankündigt, nicht einholen. Wenn wir davon ausgehen müssen, dass es im Schreiben 'der Dichter' immer zu einem Ausgreifen über die eigene Gegenwart hinaus kommt, wenn wir annehmen müssen, dass die konstitutive Rezeption in gewissem Sinne immer noch aussteht und dass die Zeit der Schrift von der Zeit der Lektüre nie ganz wird eingeholt werden können, ist die Verlagerung der Passivität, die mit der Einführung von Erwartungshorizonten auf Seiten der Produktion wie der Rezeption einhergeht, Anzeichen einer Leerstelle des Modells, an der sich die spezifische transtemporale Geste der literarischen Kommunikation dem Zugriff der kommenden Lektüren entzieht. Das Antizipative der Schrift, das Kommunikative, das immer schon halb denjenigen gewidmet ist, die noch nicht anwesend sein können und noch kommen müssen, muss als Kreuzungspunkt der temporalen Vektoren des Literarischen für die Rekonstruktion von Rezeptionsgeschichten erschlossen werden. Das ist es, was dieses Buch zu entwickeln vorschlägt.

Die Ergänzung der Rezeption durch Antizipation hat nichts mit der Restituierung einer Autor*innenintention zu tun. Was Ovid will, ist für das, was hier beobachtet wurde, völlig unerheblich. Anstelle einer vermeintlichen Wirkungsabsicht tritt eine Absicht auf Wirkung, die Ernst macht mit der Abhängigkeit der literarischen Kommunikation von ihrer Rezeption. Es ist der Text, der fordert, 23 verstanden zu werden, vielmehr, rezipiert zu werden, und er kann dies nur dann tun, wenn es zu früh ist, darüber zu verfügen. Wenn diese Geste der Vorwegnahme integraler Bestandteil literarischen Ausdrucks ist, kann es nicht darum gehen, die Intentionen hinter dem, was der Text oder sein Urheber gesagt haben, zu identifizieren. Die Forderung wird vielmehr erst verstanden, wenn man diese Forderung im Text als eines seiner bestimmenden und zugleich bestimmend offenen Momente begreift. Unabhängig davon, ob der*die Autor*in darüber verfügt, und ungeachtet des möglichen, aber möglicherweise auch ausbleibenden Erfolgs seines*ihres Werks vor einem Publikum, einer Generation oder einer Epoche stellt der literarische Text seine Eigenzeitlichkeit als Zwischenzeit des Kommunikativen her - das notwendige Dritte eines möglichen Dialogs in Unzeitgemäßheit, das nicht Dia-, sondern vornehmlich Asynchrone des Literarischen, das nicht nur darin besteht, dass die